

EINÜBUNG UND WEISUNG

Fünf geistliche Regeln für das Spendensammeln

Anregungen aus der ignatianischen Tradition

„Ihr könnt nicht beiden dienen, Gott und dem Mammon“ (Lk 16, 13). Dieser Satz Jesu führt bei vielen Christen zu einer spirituell bedingten Hemmung im Umgang mit dem Geld. Besonders wirkt sich diese Hemmung aus, wenn es darum geht, professionell und im großen Stil Geld zu sammeln, zu verwalten und zu investieren. Wer sich auf eine solche Aufgabe einläßt, hat es täglich mit Geld zu tun sowie mit der Frage, wie er oder sie an Geldquellen und Geldgeber herankommt. Das widerspricht dem Lebensstil vieler christlicher Lebensgemeinschaften in unseren Breitengraden, vor allem auch den Orden. Besonders schwierig wird es für viele „gute Christen“, wenn sie nicht nur im eigenen Kreis, sondern auch außerhalb an Menschen mit der Bitte um Geld herantreten sollen. Aber auch der tägliche Umgang mit dem Geld wird oft genug gerade in der Kirche von den Seelsorgern an zuständige Spezialisten delegiert – Provinzverwaltungen, Kirchenvorstände, Kommunitäts-Ökonomen, und so weiter – damit man sich umso freier den geistlichen und seelsorglichen Dingen widmen kann.

Doch die Spaltung zwischen Spiritualität und Geld blendet einen wesentlichen Bereich der Wirklichkeit aus. Für den Umgang mit Politik haben wir inzwischen vielleicht gelernt, daß wir sie als Christen nicht einfach delegieren können an zuständigen Spezialisten und Institutionen – so sinnvoll diese im Einzelnen auch sein mögen. Aber gilt nicht auch dasselbe für das Geld? Könnte es nicht zu einer spirituellen Entdeckungsreise führen, wenn wir beginnen, das Geld als Schöpfungswirklichkeit zu begreifen und im Umgang mit ihm Christus ähnlicher zu werden?

Jesus war ein Spendenempfänger. Das heißt, er lebte in seinen Wanderjahren vom Geld anderer Leute, zum Beispiel vom Geld begüterter Frauen (vgl. Lk 8, 3) oder eines diskret sich im Hintergrund haltenden Josef von Arimathäa (vgl. Mt 17, 57). Paulus war ein Spendensammler. Zwar arbeitete er mit seinen eigenen Händen und verdiente damit das Geld für den eigenen Lebensunterhalt (1 Kor 9,12), aber sein Auftreten in den Gemeinden war immer mit einer Bettelaktion für die Armen in Jerusalem verbunden (vgl. Gal 2, 10). Reiche Frauen, vor allem reiche Witwen¹, spielten in der Antike eine herausragende Rolle gerade für die finanzielle Basis der

¹ Mit der Hochzeit ging der Besitz der Frau in den Besitz des Mannes über. Deswegen war Ehelosigkeit oder die bleibende Witwenschaft für Frauen eine Möglichkeit, über ihr Geld selbst zu verfügen.

christlichen Gemeinden.² Ignatius von Loyola lebte in seinen Pilgerjahren von den Zuwendungen anderer – wiederum vor allem Frauen.³ Während seiner Studienzeit in Paris ging er regelmäßig auf Reisen, um Spenden für den eigenen Unterhalt zu sammeln. Als Generaloberer der Gesellschaft Jesu schließlich entwickelte er sich zum professionellen „fund-raiser“.⁴ Der Grund dafür war die Notwendigkeit, die neu entstehenden Kollegien zu fundieren.

Spendensammeln, bitteln für den eigenen Lebensunterhalt, für andere, für die eigenen Institutionen⁵ gehörte zum täglichen Geschäft der christlichen Gründerfiguren. Der Gründergeist hat eine strukturelle Komponente – Armut als Angewiesenheit auf Spenden. In den Ortskirchen, die eher von staatlich eingezogenen Steuergeldern leben, herrscht wenig Gründergeist – sie sind reich und brauchen sich deswegen, bis auf die genannten Spezialisten und Institutionen, nicht ums Geld zu kümmern, wenn sie sich „um die Seelen sorgen“. Geld ist dort eher Sache von Spezialisten und Institutionen. Vielleicht ist die in der Praxis vorwiegende Trennung von Spiritualität und Seelsorge einerseits und von Geld und Sorgen ums Geld andererseits nur die Kehrseite des Reichtums – er drängt auch die Kirchen, Gemeinden und Orden eher auf die Seite der Besitzstandswahrer.

Die Vor- und Nachteile eines nach staatlichem Vorbild organisierten Kirchensteuersystems sollen hier nicht diskutiert werden.⁶ Aber je mehr das staatliche Kirchensteuersystem in die Krise gerät, um so mehr wird „fund-raising“ wieder zu einer Notwendigkeit. Nicht zufällig stammt das Wort „fund-raising“ aus der englischen Sprache. In den USA gehört es zum selbstverständlichen Anforderungsprofil von Gemeindeleitung, Spenden sammeln zu können und sie professionell zu verwalten. Geld ist dort keine peinlich vor der Öffentlichkeit versteckte Privatsache – ein Reicher in einer Gemeinde kann es sich nicht leisten, einen Kleckerbetrag zu spenden, und ein Pfarrer, der sich am Geld die Finger nicht schmutzig machen will, wird nicht eingestellt.⁷

I

Wer Spenden sammeln will, muß Projekte haben und selbst von ihrem Sinn über-

² Vgl. P. Brown, *Keuschheit der Engel*. München 1991, 165 u. a.

³ „Die meisten Wohltäter der Jesuiten zu Ignatius' Zeiten waren Frauen.“ Vgl.: Th. Clancy, *Saint Ignatius as Fund-Raiser. Studies in spirituality of Jesuits* 1/93, 23.

⁴ Vgl. Thomas Clancy, aaO. Die folgenden Überlegungen sind von der Systematik Clancys angeregt.

⁵ Für gesicherte Einkommen (Fundationen) oder für Einzelprojekte – die Einsicht, daß Institutionen gesicherte Einkommen brauchten, veranlaßte Ignatius zu einer Veränderung des Armutsrechtes in seinem Orden.

⁶ Vor allem die Frage nach Vor- und Nachteilen der Abhängigkeit vom Staat oder von privaten Spendern.

⁷ Wie anders in dieser Hinsicht auch das US-amerikanische System funktioniert, zeigt W. Ockenfels (zitiert nach *Publik Forum* 18/1997, 65): „In den USA haben die Kirchen letztes Jahr fast 150 Milliarden Dollar Spenden für karitative Zwecke gesammelt. Eine phantastische Summe, verglichen mit unseren 16 Milliarden Mark Kirchensteuern.“

zeugt sein. So simpel diese Regel klingen mag, so entscheidend ist sie – denn sie entscheidet nicht nur über den Erfolg, sondern vor allem auch über die geistliche Qualität des Bettelns. Wer nach Ideen sucht, um an Geld heranzukommen, vertauscht die Reihenfolge, die zwischen dem Mammon und der Idee herrschen sollte (vgl. Lk 16, 13). Schnell wird der Bettler zum Diener des Mammon, statt es in den Dienst zu nehmen. Die Freiheit vom Geld, die Unerpreßbarkeit des Spendensammlers wird durch die Idee gewährleistet, der er dient und für die er bittet. Wenn dieser Anfang nicht stimmt, dann läuft das ganze Projekt schief.

Oft scheitern Spendenaktionen, selbst wenn die Idee da ist, am Sicherheitsdenken. Weil kein Geld da ist, traut man sich nicht, Ideen nachzugehen und Projekte zu entwickeln – und schon gar nicht, für Spendenaktionen zuerst einmal auf Risiko hin Geld zu investieren. Aber wer Spenden sammeln will, muß zuerst einmal selbst tätig werden. Dazu reicht es in der Regel nicht, ein Brieflein an diejenigen zu schreiben, die einen ohnehin schon kennen und die schon seit Jahr und Tag ihren Obulus entrichten – die treuen Gemeindebesucher, die Eltern einer Schule, die Ehemaligen einer Hochschule. Um den Kreis der potentiellen Spender zu erweitern, müssen neue Gelegenheiten gesucht und bisher unbekannte Personen angesprochen werden, um die eigenen Anliegen bekannt zu machen.

Gerade dieser letzte Punkt könnte schwierig sein. Wenn ich jemanden persönlich kenne, dann fällt es mir leichter, ihn oder sie auch um Geld zu bitten – denn ich kann davon ausgehen, daß er weiß, daß es mir in seinem Verhältnis zu ihm oder zu ihr nicht nur um das Geld geht. Doch wer sich an Außenstehende, bisher Unbekannte wendet, um Geld von ihnen zu erbitten, könnte meinen, er müsse erst eine persönliche Beziehung zu ihm oder zu ihr aufbauen, um sie dann um Geld anzugehen. Aber wenn das so „funktioniert“, dann entgeht man kaum dem Vorwurf, daß man die persönliche Beziehung letztlich nur mit einem Hintergedanken aufnimmt und den Angesprochenen deswegen entwürdigt.

Sich an Außenstehende mit der Bitte um Geld zu wenden, ist „betteln“. Es erfordert Mut und Demut; die Bereitschaft, sich durch eine Absage demütigen zu lassen; sich und das Urteil über die Lauterkeit der eigenen Motive einem anderen Menschen auszuliefern. Solches Betteln führt in Situationen hinein, in denen man eher Schmach als Ehre erntet – ein großes Thema der Exerzitien. Solches Betteln kann ein geistlicher Akt werden, Nachfolge des bettelnden Christus.

Es reicht nicht, nur als Einzelperson eine Idee zu haben, zumal dann nicht, wenn es um die Förderung von Institutionen (Gemeinde, Schule, Kindergarten, Jugendzentrum, Orden) geht. Wer Spender gewinnen will, muß zuerst einmal innerhalb der eigenen Institution für Konsens, oder besser: für Aufbruchstimmung sorgen; muß für die Idee innerhalb der eigenen Institution werben; muß das Projekt professionell ausarbeiten lassen, Entwürfe präsentieren, von der Machbarkeit überzeugen; muß schon im Vorfeld dafür sorgen, daß die künftigen Spender und Spenderinnen nicht nachträglich in die Mühlen eines Dissenses innerhalb der Institution geraten, den sie nicht zu verantworten haben. Wenn die Idee zu einem gemeinsamen Anliegen wird, dann lassen sich auch in der eigenen Institution die Mit-Sammler finden, „Gefährten“.

II

„Tu Gutes und laß andere darüber reden!“ Dieser Grundsatz hat zwar Charme, aber er hilft nicht weiter, wenn man erfolgreich betteln will. Geistlich gesehen kann der Grundsatz in die Falle der „falschen Demut“ führen. Hier gilt vielmehr als zweite Regel: „Sprich über das, was Du Gutes tust – oder lade andere ein, darüber zu sprechen!“ Öffentlichkeitsarbeit ist ein Muß für Spendensammler.

Ignatius hatte das jedenfalls begriffen. Deswegen hielt er die Mitbrüder zum Briefeschreiben an. Dabei verlangte er, die Briefe an die Zentrale in zwei Sorten zu unterscheiden. Die erstere sollte persönliche Nachrichten enthalten, die zweite sollte so geschrieben sein, daß sie den Freunden und Spendern des Ordens gezeigt werden könnten. „Denn viele Freunde und Bekannte von uns, die erfahren, daß wir Briefe von einigen von der Gesellschaft haben, wollen diese haben und freuen sich, sie zu lesen.“⁸ Dabei ging es ihm nicht nur um projektbezogene Information – so als interessiere sich der Spender nur für das, wofür er spendet. Den Mitbrüdern in Fern-Ost schrieb Ignatius: „Überhaupt soll, wenn es andere Dinge gibt, die außerordentlich scheinen, es mitgeteilt werden, wie über unbekannte Tiere und Pflanzen, oder nicht in einer solchen Größe usw. Und diese Würze für den Geschmack einer gewissen Neugier, die es bei den Menschen zu geben pflegt, die nicht schlecht sind, kann entweder in den Briefen selbst oder in anderen getrennt kommen.“⁹

Es gibt eine Öffentlichkeitsarbeit, die nicht im Widerspruch zu persönlicher Bescheidenheit und Wahrheitsliebe steht – zwei wichtige Kriterien für die „Unterscheidung der Geister“ in diesem Punkt. Richtig verstanden, geistlich fruchtbare Öffentlichkeitsarbeit hat mit Offenheit zu tun. Wer Spender gewinnen will, muß sich und seine Institution öffnen; darf nicht nur über den Fortgang des Kirchbaus informieren, sondern sollte auch zum Gemeindefest einladen, Gemeinde und Spender – wenn diese es wollen – miteinander bekannt machen, den Gemeindebrief zusenden, den Besuch des Unterrichts an der Schule oder der Vorlesung an der Hochschule zum „Reinschauen“ ermöglichen, beim Schultheater Sitze freihalten, und so weiter. Handgreiflicher, „leiblicher“ Kontakt ist immer besser als das Verschicken von Infoblättern und Jahresberichten. Es gibt Institutionen, die eine Person nur zu dem Zweck einstellen, die Beziehung zu den Spendern und Spenderinnen zu pflegen. Dahinter steckt die Einsicht, daß das Ziel der Öffentlichkeitsarbeit darin besteht, eine Beziehung zu den Freunden und Spendern aufzubauen und zu pflegen. Das Ziel des Bettelns ist das Geld. Aber der (potentielle) Geldgeber hat eine Würde als Mensch, die es verbietet, ihn auf diese Funktion zu reduzieren. Wer vom Spender nur das Geld will, aber von vorneherein nicht bereit ist, sich einer Beziehung zu öffnen, der sollte deswegen erst gar nicht mit dem Spendensammeln beginnen. Er degradiert den Spender.

Zu wirklicher Offenheit gehört schließlich die Bereitschaft, sich in die eigenen Karten schauen zu lassen. Statt Hofberichterstattung sind Informationen über Ge-

⁸ An Nicolas Bobadilla, 1543, zitiert aus *Ignatius von Loyola, Briefe und Unterweisungen*. Übersetzt von P. Knauer. Würzburg 1993, 96.

⁹ An Caspar Berse, 1554, zitiert aaO, 553.

glücktes *und* Nicht-Geglücktes, Erfolge *und* Probleme, Konsens *und* Dissens ange- sagt. Auch die Transparenz der Entscheidungsprozesse über die Verwendung der Gelder ist für den Spender wichtig: Wieweit darf der oder die Spenderin selbst sich in diese Entscheidungsprozesse einmischen; wieweit ist der Empfänger der Spende seinerseits in Entscheidungsstrukturen eingebunden, die der Spender kennen sollte, *bevor* er spendet; in welchen Fragen wird sich der Spendensammler vom Spender nicht reinreden lassen? Zur Offenheit gehört, daß diese Fragen rechtzeitig geklärt werden.

III

Es gibt „Blutgeld“ (vgl. Mt 27, 6), gestohlenes Geld, Mafia-Geld. Solche Extrem- fälle machen deutlich, daß die Frage, von wem, von welcher Stiftung, von was für einer Erbschaft das Geld herkommt, nicht einfach suspendiert werden kann – etwa nach dem Motto „Geld stinkt nicht“. Aber auch in die andere Richtung hinein kann die Frage nicht suspendiert werden: Spendensammeln geht nicht ohne den Kontakt zu reichen Männern und Frauen. Muß man also sagen, daß letztlich jedes Spendensammeln in größerem Stil an sich schon ein Kneiffall vor dem Mammon bedeutet, einen Verrat an der „Option für die Armen“? Schließlich bedeutet diese Option ja auch einen Vorrang für das Leben *mit* den Armen. Widerspricht dem der Umgang mit Reichen, der zum Spendensammeln notwendig dazugehört?

Der Vorwurf ist alt.¹⁰ Ignatius meinte dazu: „Wenn wir gemäß unserer Berufung nichts anderes suchten, als sicher zu gehen, und das Gute hintanstellen müßten, um uns weit von der Gefahr zu entfernen, dann könnten wir nicht mit dem Nächsten leben und umgehen. Aber gemäß unserer Berufung gehen wir mit allen um... Und indem wir mit gerader und reiner Absicht gehen, indem *wir nicht, was das Unsere ist, suchen, sondern was Jesu Christi ist* (Phil 2, 21), wird er selber uns um seiner göttlichen Güte willen bewahren.“¹¹

Die Spender realistisch einschätzen und mehr besorgt sein um ihr „Seelenheil“ als um meines – so könnte man die dritte geistliche Regel des Spendensammelns formulieren. Einen Spender von der eigenen Idee zu überzeugen, das bedeutet, ihn selbst zu gewinnen. Das gilt umso mehr, wenn der Bittgang für den Spendensammler demütigend ist, weil der Reichtum den potentiellen Spender zu einem arroganten Typen gemacht hat. Wenn die Idee gut ist – das heißt dem Nächsten dient –, dann bewirkt sie genauso wie bei mir auch beim Spender Umkehr.¹² Das Vertrauen in diese Dynamik darf allemal stärker sein als die Tendenz zur Angst um die eigene Unbeflecktheit und/oder zum moralischen Überlegenheitsgefühl. Andererseits muß klar sein, an welche Spender man sich erst gar nicht wendet: an Stiftungen, die mit schmutzigem Geld arbeiten; an Firmen, die mit menschenverachtenden Mitteln werben; an Profiteure von ausbeuterischen Geschäften.

¹⁰ Vgl. dazu Ignatius an Juan Alvarez, 1549, in: P. Knauer, *Briefe und Unterweisungen*, 268.

¹¹ An Diego Mirón, 1553, aus: P. Knauer, *Briefe und Unterweisungen*, 457.

¹² „P. Paul Reinert erzählt die Geschichte von einem herausragenden Geschäftsmann, der zu

Jesus lobt die arme Witwe, die mit ihrem kleinen Spendenbeitrag mehr gegeben hat als der Reiche, der von seinem Überfluß abgibt (vgl. Mk 12, 41–44). Eine Spendenaktion im Geiste Jesu darf nicht nur den Reichen die Möglichkeit geben, zu spenden. Die Spenden der Armen und der weniger Bemittelten verdienen dieselbe Aufmerksamkeit und Dankbarkeit. So wird der reiche Spender auch mehr deswegen geschätzt, weil er gibt, als deswegen, wieviel er gibt. Wenn er wenig gibt, obwohl er reich ist, fällt die Knauserigkeit auf ihn zurück.

IV

Spendeneinkünfte müssen professionell verwaltet werden – so lautet die vierte Regel. Spendengeld ist nicht einfach Geld, über das der Spendensammler nach Lust und Laune verfügen könnte, ohne irgend jemandem darüber Rechenschaft abzugeben. Spendengeld gehört nicht „mir“. Aus dem Bettler, der etwas erhalten hat, wird ein Verwalter. Von diesem wird schon im Evangelium Sorgfalt im Umgang mit dem anvertrauten Gut verlangt. Einst wird Rechenschaft von ihm gefordert werden (vgl. Lk 12, 43).

Jesus war von der Klugheit „der Kinder dieser Welt im Umgang mit ihresgleichen“ (Lk 16, 8) auch in ökonomischen Dingen beeindruckt, und Ignatius hielt sie den Mitbrüdern oft als Vorbild vor.¹³ Sinnvolle Ausgaben, kluge Anlagepolitik, sorgfältige Buchführung und Abrechnung sind unverzichtbare Bestandteile einer guten „oikonomia“. Wer es selbst nicht kann, muß Beratung durch Sachverständige suchen – durch einen zu gründenden Finanzbeirat, durch Aus- und Weiterbildung von Mitarbeitern, durch eigene Ausbildung. Ganz delegieren läßt sich der Umgang mit den erbettelten Geldern durch den Bettler nicht. Der häufig zu hörende Hinweis auf das „Eigentliche der Seelsorge“, das „nicht in Verwaltungstätigkeiten liegt“, gilt nicht, wenn man anfängt, Spenden zu sammeln. Im übrigen liegt er oft auf der Linie der grundsätzlichen Trennung von Geld und Spiritualität. Umgekehrt hat man aber nicht schon einfach durch die Tatsache, daß man Seelsorger oder sonstwie Verfechter eines ehrbaren Anliegens ist, die Kompetenz für gute Verwaltung des Gel-

einem besseren Leben geführt wurde, nachdem er in humanitäre Anliegen verwickelt worden war. Er schließt seinen Bericht mit den folgenden Worten: *Es scheint, daß die Haltung der Großzügigkeit ihm die Gnade geschenkt hat, ein auf Gott hin gerichtetes religiöses Leben führen zu können, mehr als man es vorher für möglich gehalten hätte.*“ (Th. Clancy, aaO, 36).

¹³ „Findet euch nicht damit ab, daß euch die Kinder dieser Welt übertreffen, indem sie die zeitlichen Dinge mit mehr Sorgfalt und Eifer suchen als ihr die ewigen. Seid beschämt, daß sie mit mehr Bereitwilligkeit zum Tod laufen als ihr zum Leben.“ An die Mitbrüder in Coimbra, 1547, in: P. Knauer, *Briefe und Unterweisungen*, 141.

„Und gewiß scheint mir, daß die Kaufleute und anderen Geschäftsleute der Welt uns in dieser Hinsicht sehr beschämen. Über ihre erbärmlichen Interessen schreiben sie einander Briefe und führen ihre Bücher mit solcher Aufmerksamkeit und in solcher Ordnung, um besser für ihre Nichtigkeiten vorzusorgen. Und wir sollten in unseren geistlichen Angelegenheiten ... mit Unlust ein wenig mehr Sorgfalt und Ordnung im Schreiben auf uns nehmen, wovon wir wissen, daß es uns so sehr nutzen würde?“ An die gesamte Gesellschaft Jesu, 1547, in: P. Knauer, aaO, 161.

des. Im Gegenteil. Durch nichts wird das Vertrauen zwischen Spender und Bettler schneller zerstört als durch den stümperhaften Umgang mit dem Geld.

„Haben, als ob man nichts hätte“ (vgl. I Kor 7,30) – vielleicht war auch dies die Maxime, mit der Paulus seine Spendeneinkünfte verwaltete. Die Aufgabe des „Verwaltens“ hat diesen eminent geistlichen Aspekt – sie ist wie eine tägliche Einübung in den Geist der Armut: Was ich habe, gehört nicht *mir*. Gerade deswegen muß es besonders sorgfältig verwaltet werden.

V

„In seiner göttlichen Güte erwäge ich, vorbehaltlich eines besseren Urteils, daß unter allen vorstellbaren Übeln und Sünden die Undankbarkeit eines der vor unserem Schöpfer und Herrn und vor den Geschöpfen, die seiner göttlichen und ewigen Ehre fähig sind, am meisten zu verabscheuenden Dinge ist, weil sie Nichtanerkennung der empfangenen Güter, Gnaden und Gaben ist, Ursache, Ursprung und Beginn aller Sünden und aller Übel; und umgekehrt, wie sehr die Anerkennung und Dankbarkeit für die empfangenen Güter und Gaben sowohl im Himmel wie auf der Erde geliebt und geschätzt wird.“¹⁴ So schrieb Ignatius an Simao Rodrigues. Die herausragende Stellung der Dankbarkeit in der Spiritualität der Exerzitien ist vielfach bedacht worden. Die tägliche „allgemeine Erforschung“ beginnt mit dem ersten Punkt: „Gott unserem Herrn, für die empfangenen Wohltaten danken.“¹⁵ Der ersten Woche der Exerzitien, der Sündenbetrachtung, ist das „Prinzip und Fundament“ vorgeordnet, in dem Gott als Schöpfer vorgestellt wird, dem sich der Mensch als sein Geschöpf verdankt. Und auch die Sündenbetrachtung selbst steht von Anfang an unter der Perspektive der Barmherzigkeit Gottes, die vom Sünder dankbar und bewegt entgegengenommen wird, und die ihm überhaupt erst Reue und Umkehr ermöglicht. Mit der Betonung der Dankbarkeit räumt Ignatius der Gnade, das heißt dem Handeln des gütigen Gottes und Vaters Jesu Christi, theologisch und spirituell die erste Priorität ein. In der Frage des Umgangs mit Spendern und Spenderinnen wurde gerade dieser Punkt für Ignatius konkret.

Spender sind nicht einfach nur Goldesel. Für Ignatius zeigte sich in der Großzügigkeit der Spender buchstäblich die Großzügigkeit Gottes – in ihnen erfuhr er Gottes Freigebigkeit konkret. Undankbarkeit war ihm deswegen mehr als alles zu wider. Ein Schüler erzählt über ihn im Rückblick: „Unter den vielen Tugenden, die unser Vater besaß, gab es eine, die ihn besonders von anderen unterschied: Die Tugend der Dankbarkeit. Darin war er einfach großartig. Es war für ihn von höchster Bedeutung, den frommen Bewunderern und Wohltätern der Gesellschaft in der Großzügigkeit gleichzutun oder sie sogar zu übertreffen. Er hielt sie über ihre Fortschritte im Laufenden, er besuchte sie und half ihnen, wo immer er konnte; er tat

¹⁴ An Simao Rodrigues, 1542, aus: P. Knauer, aaO, 23.

¹⁵ Ignatius von Loyola, *Geistliche Übungen und erläuternde Texte*. Übersetzt von P. Knauer. Leipzig 1978, 28.

ihnen sogar spezielle Dienste, ganz gegen seine sonstige Neigung, vor allem um ihnen zu Gefallen zu sein.“¹⁶

Man streicht nicht einfach Geld von Spendern kommentarlos ein und macht sich damit aus dem Staub. Damit entwürdigt man den Spender. Ein kleinlicher Spendensammler ist von derselben Sorte wie ein geiziger Spender – man erkennt den letzteren an seiner Knauserigkeit, den ersteren aber an seiner Undankbarkeit.

Eine Spenderin hatte einen nennenswerten Betrag für den Bau eines kleinen Kinderkrankenhauses in einer afrikanischen Gemeinde gespendet. Der Empfänger kam persönlich, um die Spende entgegenzunehmen und sie nach Afrika zu vermitteln. Als das Krankenhaus gebaut war, lud er die Spenderin ein, zur Eröffnung anzureisen – er sei bereit, den Flug zu bezahlen. Sie sagte aus Altersgründen ab. Drei Wochen nach der Eröffnung kamen Bilder von der Eröffnungsfeier und von dem Namensschild, das nun über dem Krankenhaus prangte. Das Krankenhaus war nach der Spenderin benannt worden. Als der Pfarrer der Gemeinde zwei Jahre später nach Deutschland zu Besuch kam, ließ er es sich nicht nehmen, die inzwischen alt und gebrechlich gewordene Spenderin zu besuchen, um ihr ein kostbares Ehrenkleid zu schenken, das die Gemeinde für sie bereitgehalten hatte.

Von Herzen kommende Dankbarkeit ist das Gütesiegel einer guten Bettelaktion. Die Pflicht zur Dankbarkeit ist mehr als eine Regel für erfolgreiches Spendensammeln. Umgekehrt wird dann aber auch echte Dankbarkeit wieder die Herzen öffnen für noch mehr – wenn sie nicht berechnet ist.

Klaus Mertes, Berlin

¹⁶ Ribadaneira, zitiert nach Th. Clancy, aaO, 23.